

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 55=75 (1909)

Heft: 34

Artikel: Krieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine

Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXV. Jahrgang.

Nr. 34.

Basel, 21. August.

1909.

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an „Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzelle.

Redaktion: Oberst U. Wille, Meilen; Oberst Fritz Gertsch, Bern.

Inhalt: Krieg. — Die Verwendung der Militär-Radfahrer. — Zu den Ergebnissen der Ballonbeschlusung bei Griesheim. — Einführung von Maschinengewehren in der italienischen Armee. — Eidgenossenschaft: Ernennungen. Adjutantur. — Ausland: Deutsches Reich: Dunkelfärben der Säbelscheiden bei der bayerischen Armee. — Frankreich: Grössere Uebungen in den services de l'arrière. Die grossen Herbstmanöver. — Oesterreich-Ungarn: Grosse Manöver in Mähren. Eine neue Belagerungskanone. — England: Reserven für die Territorialtruppen.

Krieg.*)

(Eingesandt.)

Lorbeer- und ordengeschmückt schreitet der Tod daher, hinter sich das Elend des Krieges, das entkräftete Volk, das sein Letztes, sein Alles dem Vernichter opfern muss. Aber die Geister der Menschheit erwachen. Der christliche Sinn zeigt dem Staatsmann das Resultat seines verhängnisvollen Handelns, die Folgen des Krieges. Tolstoi stützt die leidende Menschheit, Bertha von Suttner erhebt abwehrend das Kreuz, das sie aus zerbrochener Mordwaffe gebunden, Kaiser und Könige nähern sich der Friedensidee. Der totwunde Soldat auf der Bahre versöhnt sich sterbend mit seinem Feinde, und Grauen ergreift den Führer der hingeschlachteten Scharen. — Wer kennt nicht dieses Bild des Holländers Jan Ten Kate! — Armes Herz, dich durch-

*) Wenn nicht genügend die Kräfte der einzelnen Bürger wie der Gesamtheit, des Staates, für die Wehrkraft angespannt werden wollen und das unbehagliche Gewissen einem sagt, dass dies der Fall sein sollte, so hört man bei uns vielfach den Ausspruch, es kommt ja heutzutage in Europa nie mehr zu einem Kriege, und ganz besonders werden wir in der Schweiz nie in einen solchen miteinbezogen werden. Solche Meinungsäusserung kann man sogar von aktiven Offizieren unsrer Armee und von Mitgliedern der Bundesversammlung hören, wenn Zurückweisung oder Zurückstellung von Forderungen der Landesverteidigung stattfindet, deren Notwendigkeit nicht bestritten werden kann. Der Glaube an den ewigen Frieden hat dann noch die weitere Folge, dass der Ernst im Betrieb des Militärwesens darunter leidet. Eine Sache, an deren Notwendigkeit man nicht recht glaubt, wird niemals mit richtigem Ernst betrieben, und man lässt da vielfach fünf gerade sein, auch wenn man nicht durch die Umstände dazu gezwungen ist. Die Kenntnis dieser Tatsachen ist die Veranlassung dieser Darlegungen in der Militär-Zeitung.

schauert kaltes Entsetzen, wenn du an das namenlose Elend denkst, das in grauenvollem Würgen erbarmungslos der Mensch durch Krieg dem Menschen schafft. Drum, Krieg dem Kriege! die Menschheit ruft's, und in allen Herzen klingt es wieder: Friede, o Friede auf Erden! — Schöner, geheiligter Wunsch, wer hegt ihn nicht!

Krachend springt die Granate . . . und wie sie das Menschenfleisch in Fetzen reisst, so zerstört die rauhe Wirklichkeit des Traumbildes edle Gestalten; — — — der Krieg ist ein ewiges, unabänderliches Machtgebot der Allgewalt der Natur — — —!

Die Gesetze der Selbsterhaltung, sowie die furchtbare Tatsache, dass alles das, was in der Natur entweder nutzlos, oder unfähig geworden ist, seine Existenz selbst zu sichern, zugrunde gehen muss, bedingen den ewigen Kampf, die Knechtung, das Ausnutzungs- und Vernichtungsbestreben, den unaufhörlichen Krieg im Universum. Dieser Kampf spielt sich nicht etwa nur im Völkerleben der Nationen ab, sondern wir finden ihn im Tier- wie im Pflanzenreiche, ja sehen ihn sogar die ewigen Evolutionen der Formen in der Materie des Weltalls bedingen.

Schaut die Amöbinen, diese niedersten, nur unter dem Mikroskope erkennbaren tierischen Lebewesen, wie sie friedlich sich entwickelnd neben- und miteinander leben, so lange ihre Lebensbedingungen durch nichts gefährdet sind. Aendern sich diese letztern aber derart, dass sie das Leben des einzelnen bedrohen, dann beginnt sofort der Kampf unter den Individuen, wie unter den Arten. Das winzige Plasmatröpfchen, das sich bis anhin, ich möchte fast sagen, passiv, durch Dios- und Endosmose das Leben fristet, wird beweglich, flieht oder wird aggressiv, sucht

seiner Umgebung die Nahrung zu entziehen, ja vergreift sich schliesslich an Leib und Leben seinesgleichen.

In Rücksicht auf die Unvermeidlichkeit des Kampfes hat die Natur die Tiere, graduell mit deren Entwicklungsstufe, ebenso zweckdienlich, wie vielgestaltig, ja wundervoll bewaffnet. Nicht nur Hieb- und Stichwaffen hat sie ihnen beigegeben, sondern sie lässt sie sogar mit todbringenden Giften kämpfen.

Mit dem Massenheere der Schmarotzer und Räuber hat die Natur in der Tierwelt jenen erbarmungslosen Kampf geschaffen, der sich im Reich der Lüfte, auf dem Festlande wie unter den Wasserbewohnern nach ewigen unabänderlichen Gesetzen abspielt. Der Schwächling und Unfähige unterliegt dem Starken und Fähigeren, wird von ihm ausgenutzt und, wenn's die Not erfordert, vernichtet.

Muss es denn so sein? ja, denn in diesem Kampf begründet sich das Wesen der Selektion, der Anpassung und Vererbung, das formative Prinzip; ihm entspringen die Phänomene der Entwicklung und Vervollkommnung, er bedingt aber auch die furchtbare Notwendigkeit der Lebensbegrenzung, sowie des Wechsels der Generationen und Arten.

Es ist unmöglich, all die Wunder der Schöpfung zu schildern, die im Tierleben in dieser Hinsicht sich zeigen. Der Mensch staunt sie an, und mit Beschämung findet er in ihnen, im Urbild, alle Sonderheiten seines eigenen Lebens und Handelns, seine Gesellschaftsordnung, das Volk im Staate, wie es schafft, leidet, lebt, kämpft, siegt oder untergeht. Hier erkennt er auch, dass jedes staatliche Leben, Wirken und Gedeihen Schutz und Hilfe durch bewaffnete Macht nötig hat. — Einige Beispiele aus dem Völkerleben des Tierreiches mögen diese Wahrheit illustrieren.

Im Staate der Termiten finden sich neben den Schaffern die kräftig entwickelten, gutbewaffneten Krieger. Diese arbeiten nicht, ihre Aufgabe besteht einzig im Schutz der Königin und in der Verteidigung des Baues. — Monarchie mit Garde und stehendem Heere. — Die mit den Termiten verwandten Ameisen leben im sozialistischen Idealstaate. Alles arbeitet bei diesem Volke; das Besitztum ist Gemeingut, und auch die Kinder gehören dem Staate. Aber auch sie haben eine militärische Organisation. Dräut Gefahr, so rücken die Kräftigeren und Gewandteren als Bürgerwehr zum freien Kampfe aus, während die Schwächeren als Landsturm den Dienst hinter der Linie besorgen und vor allem das gefährdete Staatseigentum zu retten versuchen. Die Bienen und Wespen repräsentieren das monarchisch regierte Volk in Waffen. Wehrfähig und nutz-

berechtigt sind in diesen Staaten nur diejenigen, die arbeiten. Die in geringer Zahl vorhandenen Männchen, die waffenlosen Drohnen, gehen, nachdem sie am Hochzeitsfest der Königin gesündigt, des Bürgerrechtes verlustig und werden als nutzlose Fresser ausgestossen, bei Nahrungsmangel schonungslos niedergestochen.

So lange sie keine ernstesten Nahrungssorgen drücken, leben alle Tiervölker friedlich für sich. Tritt aber Mangel und Not ein, dann gehen sie auf Raub aus, dann beginnt der Krieg. Am schlimmsten treiben's dabei die Sozi, die Ameisen; ganze Stämme derselben ziehen aus und bekriegen einander bis zur Vernichtung des schwächeren. So sind z. B. die Kämpfe zwischen roten und schwarzen Ameisen geradezu bewundernswert. Späher suchen und erkunden den Feind. Aeusserst mobile Vortrupps liefern die Vorhutgefechte und suchen das Gefechtsfeld möglichst fern vom heimatlichen Herde, der nie ohne Besatzung gelassen wird, zu verlegen. Selbst während des Gefechtes herrscht rege Verbindung zwischen den Vortruppen und dem Gros der feindlichen Heere. Stossen dieselben aufeinander, dann beginnt ein Massenkampf, der in beispielloser Erbitterung mit staunenerregendem Geschick durchgeführt wird. Während im Zentrum wütend frontal gestritten wird, sehen wir Abteilungen die Flügel der feindlichen Stellung bedrängen, dieselben umgehen, den Gegner im Rücken angreifen, ihn umzingeln. Andere werfen sich auf die Verpflegungskolonnen, welche aus Proviant schlep-penden Schwächlingen bestehen, oder sie bedrohen die Eierträger, die mit ihrer wertvollen Bagage in wilder Hast flüchten. In wieder andern Fällen sehen wir während des Kampfes der Hauptmassen schnellfüssige Detachements den Bau des Feindes überfallen und nach Vernichtung der Besatzung denselben berauben, worauf das Gros den Kampf abbricht und sozusagen den Beutebeladenen den Rückzug deckend, diese schützend, folgt. Wir beobachten keine Führer, keine Stäbe, die das zielbewusste Handeln leiten, es ist eben der natürliche Instinkt der Massen, welcher hier dem Zwecke dient.*)

Auch in der Pflanzenwelt finden wir neben den gleichen Vorbedingungen des Kampfes ähnliche Verhältnisse. Erinnern wir uns vor allem nur an die Unsummen der existierenden Schmarotzerpflanzen, sowie an das unendliche Heer der Bakterien, Bazillen, Coccen, Spirillen, dieser scheusslichen, mikroorganen Krankmacher, Bekämpfer und Vernichter aller Lebewesen. Selbst die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes bekämpfen und suchen, wo die Not sie dazu

*) Ebenso hochinteressant sind die Räubereien bei den Honigbienen, die Völkerkämpfe der wilden Bienen, der Wespen, der Hornissen, der Termiten etc.

zwingt, einander durch Nahrungsentzug zugrunde zu richten. Auch hier muss der Schwächere dem Lebensfähigeren weichen, der Tod des einen das Leben des andern erhalten.

Und wie traurig ist es erst um das gegenseitige Sichdulden zwischen Tier- und Pflanzenreich bestellt. Lebt nicht das eine vom andern; ein Massenkampf ist's, ein sich gegenseitiges Verzehren. Die pflanzlichen Krankheitskeime zerstören, um existieren zu können, das tierische Leben, und das Nahrungsbedürfnis des Tieres vernichtet die Pflanze. Warum? weil es so sein muss! — ein unerbittliches Gesetz der Natur als strengster Ausdruck bitterster Notwendigkeit!

Im Weltenraume hat der Beginn des Kampfes der Elemente das Leben geschaffen. Seine Allgewalt liess die Himmelskörper entstehen und bestimmt ihre Bahnen; sein Wirken bedeutet aber auch den Untergang der Welten. Die Natur schafft durch Kampf ewig neue Gestalten: was da ist, war noch nie; was war, das kommt nicht wieder; alles ist neu und doch immer das Alte!

Mit analog unabwendbarer Gesetzmässigkeit zeitigt auch in der Menschheit der Naturkampf die Folgen seines ewigen Fortbestehens. Unser körperliches Leben ist ja nichts andres als ein fortgesetzter Existenzkampf unsrer Elementar-substanzen. Nur dadurch, dass die lebensfähigere Zelle die geschwächte, verbrauchte verdrängt, ist unser Bestehen, Wachsen und Gedeihen möglich. Der Lebenskampf der Organe bedingt unsre Daseinsäusserungen, unsre körperlichen Freuden und Leiden, unser physisches Leben und — unsern Tod! Kampf hat uns geboren, kämpfend müssen wir untergehen!

Was sich im einzelnen zeigt, spielt sich auch unter den Individuen ab. Der Existenzkampf vernichtet den Schwachen, entwickelt den Lebensfähigen, schafft Fortschritt, begründet die Familie, die Gemeinde, den Staat, die Nationen. Er ändert aber auch das Wesen und Sein des einzelnen, er schafft den Wechsel in den Bedürfnissen, im Leben und Treiben der Völker und bestimmt nach ewigen unabänderlichen Gesetzen in furchtbarer Wahrheit wie das Werden auch — — — das Vergehen der Nationen!

Wie unendlich haben sich die Verhältnisse geändert seit jenen prähistorischen Zeiten, in denen der Mensch um seine Existenz den wilden Kampf mit den Tieren der Urzeit gefochten. Siegend hat sich das Menschengeschlecht entwickelt. Kaum war aber der tierische Gegner überwunden, so entbrannte des Menschen fürchterlichster Streit, der Kampf gegen seinen neuen Feind, — — — den Menschen. Keine Sittenentwicklung kann verhindern, dass sich die Urbedingungen des Existenzkampfes erhalten, und seht, ihm sind in gesetzmässiger Reihenfolge alle

Kulturvölker des Altertums zum Opfer gefallen. Die Pharaonenreiche zerfielen im Kampfe; die arischen Völker würgten sich selbst; Perser und Griechen erstarben im Streite, und im Blute ging die römische Weltmacht unter. Bitter Not trieb die Völker zur Wanderung, die Unterjochung des einen fristete das Leben des andern; während der Sieger im Ueberfluss erschlaffte, stahlte die Arbeit die Kraft des Geknechteten, und ehe der Bedrucker es sich versah, ward er selbst zum Bezwungenen. So ist in steter Handänderung durch alle Zeiten Feuer und Schwert das Mittel zum Zweck geblieben.

Diesen entsetzlichen Tatsachen und furchtbaren Wahrheiten steht nun gegenüber — — — die Friedensidee. Sie ist ein erhabener, schöner Traum, der dem christlichen Sinn edel denkender Herzen, dem seelischen Empfinden gefühlvoller Menschen entsprungen ist. — Aber, was ist das Empfinden des Menschenherzens; ein Irrlicht, dessen Flämmchen nach dem Winde steht! Schaut, jener Fürst, der die Friedensidee zum Staatsgedanken erhob, er war der erste, welcher die Brandfackel des Krieges in sein eigenes Volk warf. — Wir sollen unsere Feinde lieben! o, verlangt auch vom edlen Sinn nicht Unmögliches, denn hier ebenfalls gilt, was Abraham a Santa Clara einst sagte: Werft ihr die Natur auch mit Mistgabeln hinaus, sie kommt doch immer wieder! Vertrauet nicht auf das Abstrakte, Ungreifbare des in und unter den Individuen so sehr verschiedenen Gemütslebens der Menschen; es schafft unausgesetzt wechselnde Phantome, denen schicksalsbestimmend, in unerbittlicher Strenge das Naturgesetz gegenübersteht. Die Urbedingungen des Kampfes bleiben ewig erhalten, und Krieg wird daher unter den Völkern bestehen, wie er in der ganzen Natur und im Herzen der Menschen besteht!

Die Verwendung der Militär-Radfahrer.

Ueber den Nutzen der Militär-Radfahrer für Uebermittlung von Meldungen und Befehlen braucht kein weiteres Wort verloren zu werden. Ganz besonders gross ist dieser unter unsern Verhältnissen, die nur Aufstellung einer verhältnismässig schwachen Kavallerie erlauben.

Nach der Ausbildung, die unsere Radfahrer seit einer Reihe von Jahren erhalten, lassen sie sich auch noch zu mehr als bloss zum Ordonnanzdienst gebrauchen. Durch die lautlose Schnelligkeit, mit der sie sich auf den Strassen vorbewegen, können sie auch mit Vorteil, ganz besonders bei der Nacht, zur Aufklärung bestimmter Einzelheiten verwendet werden. Es ist auch schon häufig bei Manövern vorgekommen, dass Radfahrer als fechtende Truppen verwendet